

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 238 (1959)

Artikel: Die Fasnacht im schweizerischen Volksbrauch einst und jetzt
Autor: Lötscher-von Büren, S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Klein-Basler Ehrenzeichen

Vogel Gryff mit Wildem Mann und Leu (Nach einem Aquarell von D. Burckhardt, 1752—1819)

Die Fasnacht im schweizerischen Volksbrauch einst und jetzt

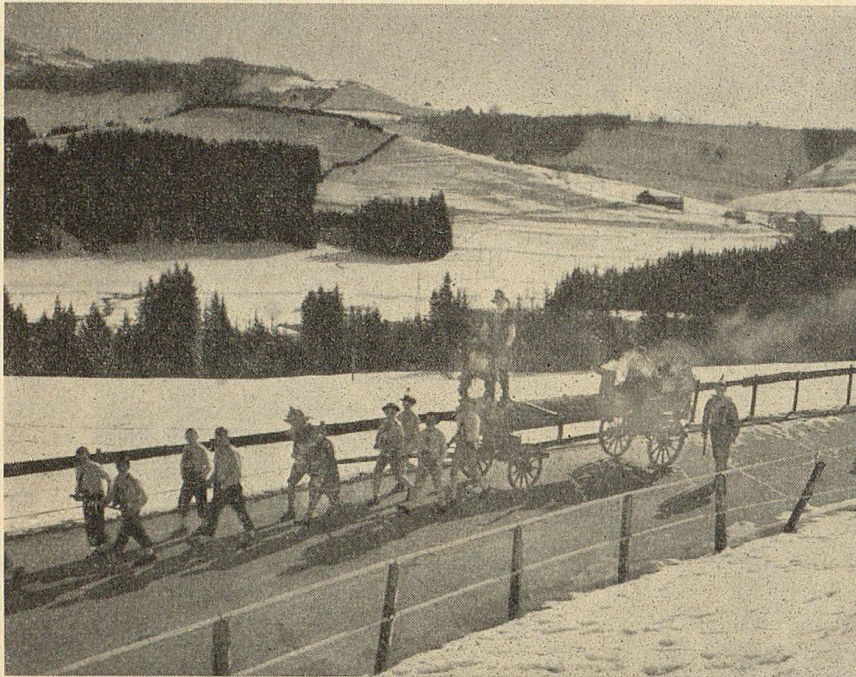
Von E. Löttscher von Büren

Könnten wir das ganze Jahr durch unser innerstes Wesen zeigen, so brauchten wir nichts zu überbetonen, keine Grenzen zu überschreiten, kein Ausschüßherausgehen. Die Fasnacht sollte uns daher mahnen, freier im Urteil und gelöster in der Haltung zu sein.

Das Wort Fasnacht entstand etwa um das Jahr 600, in der Zeit, als Papst Gregor den Aschermittwoch als Anfang der vierzehntägigen Fastenzeit festlegte. Daher ist die Fasnacht die Nacht, in der das Narrentreiben seine höchste Höhe erreicht hat und zugleich der grenzenlosen Lustbarkeit ein Ende setzt. Die Sprachforscher stellen die Namensform Fasnacht, mundartlich „Fasnet“ aber auch zu der Sprachwurzel *fas* (*faseln* = Unsinn treiben usw.).

Diese Deutung hat in den andern Sprachen allerdings keine Analogie.

Uralt sind die Mummereien, gegen die schon die ersten Kirchenväter eiferten. So predigte u. a. der hl. Pirminius: „Laufet nicht herum als Hirsche oder alte Weiber, weder in der Fasten noch in andern Zeiten. Messet den Zauberliedern keinen Glauben bei. Kein Christ führe teuflische Gefänge, Tänze, Spiele und Scherze auf.“ Ähnliche Ermahnungen ertönen noch durch das Mittelalter. Dabei wurde besonders das Verkleiden in Hirsche getadelt. Der Hirsch galt unseren heidnischen Vorfahren als ein Symbol der Sonne, und die Maskeraden, bei denen diese Tiere vorkamen, hatten darum ihren Ursprung in einem Feste zu Ehren des Sonnengottes.



Blochmontag im Appenzellerland

Phot. Dr. Moser

Die «Blochfuhr» der Buben von Hundwil

E. Frobenius erbringt in seiner Abhandlung „Die Masken und Geheimbünde Afrikas“ den Nachweis, daß die alten Totenbräuche die Faschnachtsvermummungen stark beeinflusst haben. Die Lust am Verkleiden ist also zurückzuführen auf altüberlieferte Ansichten von der Übertragung der Macht und Kraft eines Dämons, in dessen Gestalt der ihn Nachahmende auftritt. In Gegenden, wo die Geheimbünde besonders entwickelt sind, versehen die Priester noch heute gewisse Totenfeierlichkeiten in gespenstischer Vermummung. Damit soll die Verbundenheit mit den Geistern der Verbliebenen bekundet werden. Wir sehen also, daß die faschnächtlichen Mummereien ihren Ursprung im heidnischen Ahnenkult haben, trotzdem die Fasnacht ein christliches, ein katholisches Fest ist. Da die katholische Kirche die im Volke verankerten vorchristlichen Sitten nicht auszurotten vermochte, hat sie sie einfach für ihren Glauben und Zweck umgemodelt, d. h. christianisiert.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nachdem die Abschaffung der Kirchweihen gelungen war, machte man sich an die der Fasnacht. Das sittenverderbende Treiben war vor allem ernstern Männern ein Dorn im Auge. In der Zeit des 15. Jahrhunderts, in der die Faschingsfreude ihre höchsten Triumphe feierte, war es in verschiedenen Städten und Ländern der alten Eidgenossenschaft üblich, sich

in den Fasnachtstagen gegenseitig zu besuchen. Soweit es sich dabei um die Pflege der Brüderlichkeit und Eintracht handelte, war dies wirklich eine schöne Sitte. Doch war dem nicht immer so. Laster, Müßiggang und sittliche Mißbräuche nahmen überhand. Das beweist uns die Fasnacht 1477. In einer wettermühten Nacht ward beschloffen, Genf und Savoyen zu brandschatzen. An dem unsinnigen Tun beteiligten sich 2000 Mann.

Zu den berühmtesten Fasnachtbesuchen gehört der 1486 von 200 Zürchern zu Pferd und zu Fuß, mit Bürgermeister Köst an der Spitze, den Urnern in Altdorf abstattete.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts konnte dem Fasnachtstreiben Einhalt geboten werden. Doch nur auf kurze Zeit; denn bald brach der Mummentanz von neuem los, wenn auch in etwas anderer Form.

Die Fasnacht ist eines der mannigfaltigsten Feste, und die verschiedenartigsten Elemente sind in ihr zusammengelassen: altheidnische und römische Volksbräuche, christlichkirchliche Kulthandlungen, weltliche Volksitten mittelalterlicher und neuerer Zeit. Schon der Anfang der Fasnachtzeit ist ganz verschieden. In den katholischen Gegenden fällt er meist auf den 7. Januar, der Schluß auf den Dienstag vor Aschermittwoch. Doch werden nur an bestimmten Tagen Feste abgehalten. Wir erwähnen: die drei Donnerstage vor Estomihi, Sonntag Estomihi (Herrenfasnacht, d. h. Fasnacht der Geistlichen, die früher beginnt), Montag nach Estomihi (Güdis-Montag, abgeleitet von geuden = schleimen), Fasnachtdienstag, Aschermittwoch, Sonntag Innvocavit (alte Fasnacht), weil sie nach dem frühern Ritus erst an diesem Tage schloß, oder Bauernfasnacht (im Gegensatz zu Herrenfasnacht), auch Junkensonntag genannt, Montag nach Innvocavit (Hirsmonatag). Baselstadt, Payerne und Moudon haben ihre Fasnachtstage eine Woche später. Hier wurde offenbar in der Reformationszeit an der alten Fasnacht festgehalten, um einen Unterschied zu den Katholiken zu schaffen. In der March (Kt. Schwyz) zeigt die Dorfjugend gleich nach Dreikönigen mit einer ohrenbetäubenden Musik die Fasnacht an, um hierauf beinahe allabendlich als Vermummte durch die Straßen und Gassen zu ziehen.



Groppenfasnacht in Ermatingen

Photopress

Kam am Sonntag Lätare, den 27. März 1938, nach vierjährigem Unterbruch, wieder zur Durchführung. Ein Riesengroppenfisch wird im Umzug gezeigt. Darüber die Nachbildung der historischen Groppenfasnachts-Urkunde von Papst Johannes XXIII.

Diesem Brauche liegt folgende geschichtliche Überlieferung zugrunde: Papst Johannes XXIII., der am Konzil zu Konstanz anno 1415 abgesetzt wurde, flüchtete nach Ermatingen und wurde dort mit Groppfischen bewirtet. Er zog hernach nach Rom und wurde wieder in sein Amt eingesetzt. Aus Dankbarkeit hat er den Ermatingern in einer Urkunde die Erlaubnis zur Durchführung einer sog. Groppenfasnacht, mitten in der Fastenzeit, geschenkt. Der Groppenfisch, der dem abgesetzten Kirchenoberhaupt angeblich wohl geschmeckt hat, ist so zur symbolischen Gestalt der Ermatinger Fasnacht geworden.

Die in der Fasnachtszeit überall abgehaltenen Unzüge sind mit vorchristlichen Vegetationsriten in Verbindung zu bringen. Dabei werden Peitschen, Schellen und Bäumchen mitgeführt. Sie sind Symbole der Kraft, der Fruchtbarkeit und des Wachstums. Auch das Werfen von Konfetti, an Stelle der Heublumen, stellt einen ursprünglichen Fruchtbarkeitszauber dar.

Wie die stärker werdende Frühlingssonne Eis und Schnee verdrängt, vertreibt das Volk den Winter in Gestalt eines Bußen. So verbrennt Zürich seinen „Bögg“, Chur seinen „Hanikel“, Schuls sei-

nen „l'homme strom“ als symbolische Darstellung des Winters.

Einen weiteren Kampf mit den Winterdämonen stellt auch die Mantinadas dar, die uns aus Disentis und aus dem Savetschertal bezeugt ist und heute noch im Domleschg stattfindet. Den Frühling verkörpert ein Knabe, während der Winter in Gestalt eines häßlichen verummten Weibes auftritt.

Auch die sog. Punchiadsurs (Stopfer), ein seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr ausgeübter Brauch, dürften ihren Ursprung in vorchristlichen Vegetationsriten und heidnischem Ahnenkult ha-



Lötschentaler Roitscheggete

Phot. E. Koehli, Zürich

ben. Tschudi schreibt darüber: „Sy verhußend sich, legend harnasch und gwör an, unnd nympt yeder ein starken großen stecken, oder knüttel, ziehend also in einer harscht mit einandren von einem dorff zum andern, thuond hoch sprüung und seltsam abendthür, als sy by warheyt verhiend, das sy söllich sprüung, nach hinhüung irer harnisch, und endung irs fürnemens, soilicher höhe un wyte nindert gethuon mögend. Sy loufend starck anlouffs in einandren, stoßend, und putschend mit krefften, ye einer dem andern, das es erhilt, stopffend lut mit iren großen stecken, danenthär werdend sy daselbst zuoland die stopfer genennt, sy thuonds das jne jr korn de sterbaß geraten soll, haltend also diesen aberglouben.“

Da das Bußenlaufen besonders im 15. Jahrhundert erschreckende Formen und Ausmaße angenommen hatte, ist es begreiflich, daß gegen das unbändige Tun von behördlicher Seite (nicht nur von kirchlicher) ebenfalls immer mehr Sturm ge-

laufen wurde. Ein Dekret des Grauen Bundes aus dem Jahre 1497 verbietet „gemeinlich im obern pünd Churwalden“ das Bußenlaufen bei einer Buße von „fünf churwelschmarken“. Wer jedoch die Strafe nicht erlegen könne, soll „am lib gestraft wärden.“

In der Gemeinde Domat-Ems, wo die Fasnacht noch immer ausgiebig gefeiert wird, werden an den vier letzten Dienstagen und Donnerstagen im Hause der ledigen Mädchen Maskenbälle abgehalten. Mit Stolz erzählt dann die Jungfer ihren Altersgenossinnen, daß bei ihr 30 oder noch mehr Maskierte zu Abend gewesen seien.

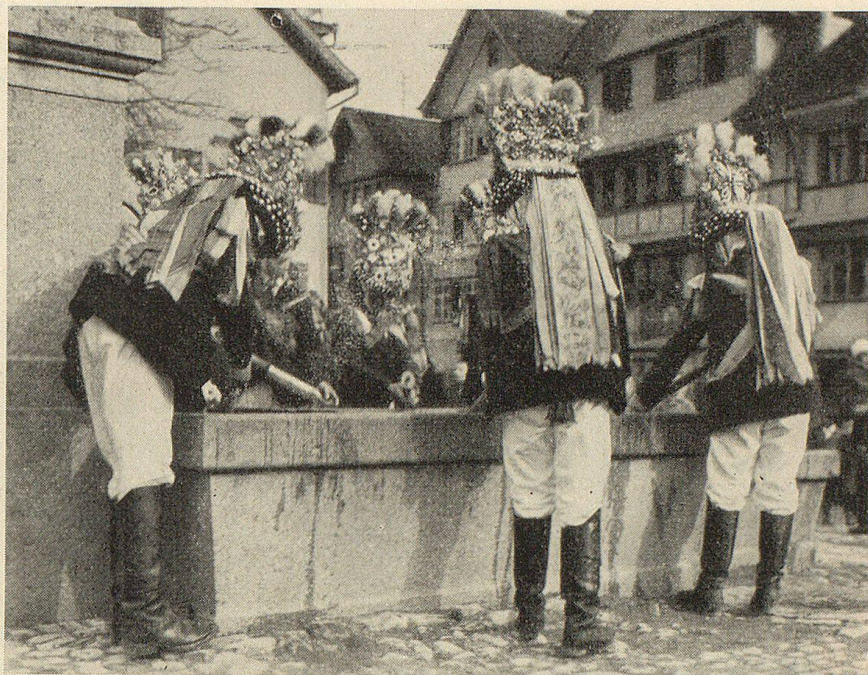
Ein besonders in den Fasnachtswochen ehemals im Engadin und in der Surselva beliebter Brauch waren die Spinnstubeten, wie sie E. J. Meyer in seinem Gedicht „Der Hengert“ festgehalten hat. Die Dorfjungfern trugen zu den „Versammlungen“ ihre Spinnräder in eine große Stube.

Bei frohem Spiel und Gesang, Tändeln und Tanz, die ledigen Burschen fehlten natürlich nicht, verlief ein solcher Abend im Nu. Ein kleiner Imbiß, von den Hauseigentümern gespendet, half den jungen Leuten auf den Heimweg, wobei die Knaben den Mädchen das Spinnrad nach Hause trugen. Als Trägerlohn gewährte das Mädchen ihrem „Galan“ eine Hengertstunde, vielleicht auch mehr.

Im Unterengadin werden in der Fasnachtszeit von den „plazzins“ die Schlittedas veranstaltet. Solche prächtigen Schlittenfahrten kannte man auch in der Gruob, im Oberland, und in der jüngsten Zeit finden wir sie gleichfalls beim Jungvolk des Prättigaus. In seiner „Kulturgegeschichte“ schildert Joh. Andreas von Sprecher eine Schlitteda von einst:

„Im Kreislauf des Jahres gab es manchen frohen Tag. Wenn die Schneebahn gemacht war, versammelte sich die Knabenschaft des Dorfes und beriet Ziel und Zeit der nächsten Schlittenfahrt. Mochte die Luft auch vom

Groß kristallen flimmern – am bestimmten Tage, ziemlich früh, setzte sich der Zug der ledigen Mädchen und Burschen, einige Vorreiter in Uniformen holländischer, französischer oder spanischer Bündner Regimenter an der Spitze, in Bewegung und pfeilschnell flog er auf der glatten Bahn dem nächsten Ziele zu, etwa einem zwei Stunden entfernten Dorfe, hörte dort, wenn es Sonntags war, die Predigt und fuhr dann noch weiter bis zu einem guten Gasthause, wo man bei Speisen und Getränken und Gesang es sich ein paar Stunden wohl sein ließ, bis die Dunkelheit zur Rückkehr mahnte, die nicht immer ohne Unfälle abließ. Dergleichen Schlittenfahrten unternahm man häufiger als jetzt, selbst in Gegenden, wo die Beschaffenheit des Terrains sie kaum zu gestatten schien. In manchen Talschaften, besonders im Engadin, knüpfte sich ein Tänzen daran, wobei der Takt, wenn kein Instrument zur Hand war, von den Mädchen gesungen oder von den Knaben gepfiffen wurde."



Altstätter Röllelibutzen

Phot. Dr. Moser, Romanshorn

füllen ihre Wasserspritzen am Brunnen, um dann den Mädchen einen Strahl kalten Wassers zu verabreichen.

Die Sitte, nach Gesang zu tanzen, herrschte im Oberengadin noch bis ins 18. Jahrhundert vor.

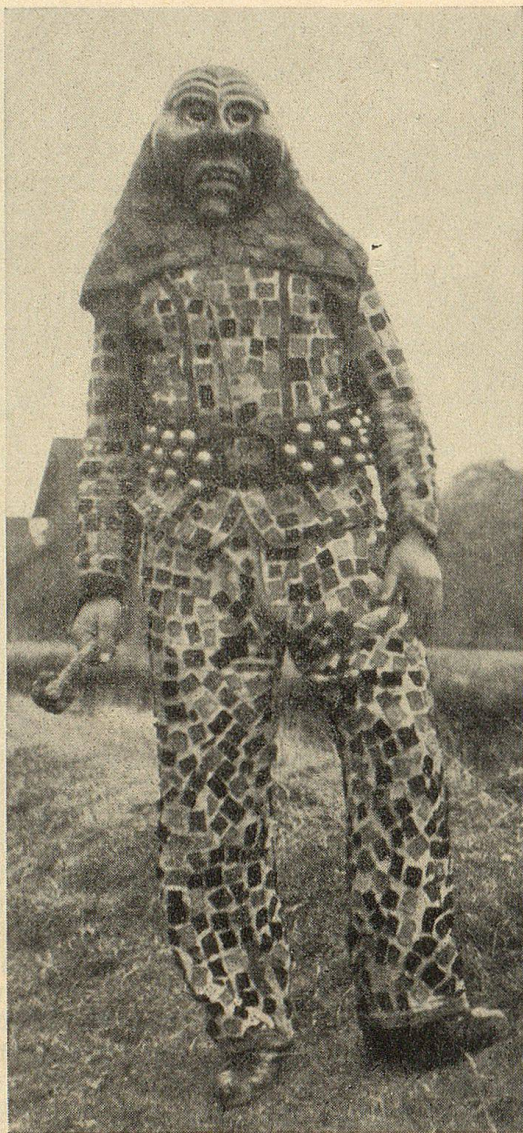
Wohl selten ein Volk hat, wie unsere Vorfahren, der Trunksucht und der Tanzwut gekuldigt, und es ist nicht zu verwundern, wenn im 17. und 18. Jahrhundert die Tanzverbote wie „Pilze aus dem Boden schossen“. So war z. B. das Tanzen in Davos und Chur, im Prättigau und im Schanfigg das ganze Jahr durch verboten. Für Tanzanlässe bei Hochzeiten mußte eine Bewilligung eingeholt werden. Wer das Verbot mißachtete, kam vor das Vogteigericht. Im Jahre 1770 kam es in Chur zu einem argen Tanzstreit, den der Churer Seminar-direktor Martin Schmid in seinem Dialektlustspiel „A Churer Tanzgamedì“ humorvoll in Erinnerung bringt.

Wir wenden uns wieder der Jetztzeit zu. Am schmutzigen Donnerstag hat Luzern seinen Fritschiumzug, während Glg den Aschermittwoch, Herisau den Video Hofestoch, Brunnen den Bartliumzug und Basel seine Trommelumzüge und die reichgestalteten Nachmittagsumzüge am Montag und Mittwoch nach Invocavit hat.

Zug hat einen alten Faschnachtsbrauch, der während vieler Jahre in Vergessenheit geraten war, wieder zu Ehren gezogen. Wir meinen den Gret Schell-Umzug am Faschnachtsdienstag. Die Haupt-

figur ist die Gret Schell, deren wirkliche Namens-trägerin als Lehrerin von 1670–1740 in Zug lebte. >roßdem es ihr untersagt war, auch Knaben zu unterrichten, tat sie es doch immer wieder. Sie mußte deswegen oft vor dem Zuger Stadtrat erscheinen. Umsonst! Gret Schell widersetzte sich nach wie vor dem Befehl. Aber nicht nur der Behörde, sondern auch ihrem winzigen Ehemännchen zeigte sie den Meister. So kam es, daß es lieber in den Wirtschaften herumhockte, als die Zeit mit seinem Hausdrachen zu verbringen. Das wollte Gret Schell ihrem Männchen ein für allemal austreiben. Als es nun wieder einmal seinen Kummer im „Dehsen“ zu vergessen suchte, stand plötzlich sein Weib vor ihm, packte das verdutzte Männchen beim Rockragen und trug es – verfolgt von der lachenden und lärmenden Einwohnerschaft – in einem Rückenkorb nach Hause. Am Faschnachtsdienstag also lebt die Geschichte um die einst berüchtigte Gret Schell jeweilen wieder auf. Sie erscheint in Männerkleidung, eine Rute in der Hand schwingend und trägt auf dem Rücken ein Stoffmännchen.

Originell ist der Morgenstreich der Basler, d. h. das Faschnachtsstreiben am Montag (bis 1912 auch am Mittwoch) von 4–7 Uhr, wobei die Züge mächtige Transparente, die mit satirischen Bildern und Sprüchen bemalt sind, mit sich tragen. Der Mor-



Röllibutz von Walenstadt

Phot. Vitali

genstreich, ohne den sich ein echter Basler keine Fasnacht denken könnte, und der seit dem Jahre 1835 endgültig auf 4 Uhr festgesetzt ist, dürfte seinen Ursprung in der Tagwache bei Waffenmustern haben.

Umzüge eigener Art, die leider immer mehr der Vergangenheit angehören, sind die Tannenführen, auch Blockziehen genannt, die weit über die Schweiz hinaus verbreitet sind, und sich in den Kantonen Appenzell, St. Gallen, Zürich, Luzern und Bern nachweisen lassen. Auch die Gropen-Fasnacht in Ermatingen, ein Fischenzug, ist beachtenswert.

Von den einst verbreiteten Fasnachtsspielen, haben sich nur mehr wenige zu erhalten vermocht. So

das „Moosfahren“ im Muotatal, das im Freien aufgeführt wird, und eine Satire auf alte Jungfern und Junggesellen ist. Gewissermaßen eine Strafe auf die menschliche Unfruchtbarkeit. Erwähnen wir hier noch das im Kanton Appenzell ehemals aufgeführte Sommer- und Winterspiel, das auf die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres hinwies. Der Sommer erscheint in lustigem Hemd, einen Baum mit Äpfeln, Nüssen und Glittergold tragend, der Winter in dicke Kleider gehüllt. Der Sommer beginnt:

I tretta i die Stuba wohl allzue fest,
i grüeza mine Herra-n-ond ale mine Gest.
Vor ich En oder de-n-Andera nöd grüeza,
wär ich kein rechta Sommer nüd.

Alde, alde, der Ehen Mai,
der Sommer ist fai.

Der Winter antwortet:

Ich bin der Wenter also fromm,
i säa de Schnee im Feld heromm.

Alde, alde, der Herra Mai,
der Wenter ist fai.

Der Sommer

Wenter, du bist en arga Vogel,
du tribst die Wiber wohl hinter de-n-Osa.
Alde usw.

Der Winter:

Sommer, du bist en aadliga Sur,
du machst de Wibera die Milech sur.
Alde usw.

So wird weitergestrichelt, bis der Winter hinausgeht und sagt:

Ach Sommer, du hest jo eba recht,
bist du der Herr ond i der Ehnecht.

In engem Zusammenhang mit den heidnischen Vegetationsriten steht auch das früher im Wallis und Bündnerland bekannte Wildenmann-Spiel, wo es sich im abgelegenen, ans Tirol grenzenden Hochtal Samnaun am längsten erhalten hat.

Die Vorbereitung zu dem Wildenmann-Spiel besteht im Fällen eines mächtigen Baumstammes. Er wird in das Dörfchen Plan gebracht; dort von Ästen und Rinde befreit und mit Tannenkränzen und buntem Glitter geschmückt. Am bestimmten Tag versammeln sich Spieler und Zuschauer auf dem Dorfplatz in Plan. Das Spiel kann beginnen. Es gilt zunächst den im Walde hausenden Wilden Mann einzufangen oder herzulocken. Ein Tisch mit Wein darauf ist im Freien aufgestellt. Dann spielt die Musik. Sie lockt den König des Waldes herbei. Scheu und zögernd kommt er, bis an den Tisch,



Phot. Ehrat, Wald

Die «Schweizergarde» am Knabenumzug in Wald

trinkt das mit Wein angefüllte Glas, wirft das leere Gefäß in den Bach und springt wieder zurück. Man schießt ihm nach, er bleibt mit einer Fußwunde liegen. Die Braut, weiß gekleidet, mit einem weißen Kranz im Haar, verbindet ihm die Wunde. Der Wilde Mann wird nun gefesselt und mit Ketten am Fuß des Stammes angebunden. Sein Kleid besteht aus Tannzapfen, Baumsflechten und Zweigen. Den Stamm knüpft man auf einen Bockschlitten. Das ganze Volk stellt sich dahinter. Jetzt beginnt das Blockziehen. 28 Jünglinge besorgen dieses Amt. Der Wilde Mann wird nachgeschleift. Vorn sitzt ein Fuhrmann, in einen weißen Mantel gehüllt, mit Peitsche. Unter dem Gefolge befinden sich ein Narr, ein Barbier und eine Hege.

Auf dem Dorfplatze von Compatsch hält der Zug an. Der Wilde Mann wird vom Stamm losgebun-

den und in die Mitte des Platzes geführt. Seine Braut steht ihm zur Seite. Das Volk schließt den Ring. Die Gerichtsverhandlung beginnt. Als Richter walten die 28 Jünglinge, die den Block zogen. Der Wilde Mann wird entweder begnadigt oder zum Tode verurteilt. Um solcher Schande zu entgehen, ersticht sich der König des Waldes mit einem Dolche. Zu diesem Zwecke trägt er unter dem Wams einen blutgefüllten Darm oder Schlauch. Das Blut fließt in den Schnee, und die Braut stürzt sich jammernd und wehklagend auf den Sterbenden. Die Musik spielt einen Totenmarsch.

Am Ende des Spiels wird der Stamm, den die Gemeinde unentgeltlich abgab, von den Burschen versteigert. Aus dem Erlös wird vor allem der Durst gelöscht.

Auch in diesem Wildenmann-Spiel finden wir die Gegenüberstellung: Winter und Frühling. Die Gerichtsverhandlung als Abschluß ist vielleicht auf die einstigen Hexenprozesse zurückzuführen. Peitsche und Glöcklein, die im Zuge mitgeführt wer-

den, sind Symbole der Kraft, der Fruchtbarkeit und des Wachstums.

Die Lärmzüge, ähnlich wie wir sie um Neujahr haben, gehören gleichfalls in die Faschnachtszeit. Es sei hier besonders die Chalanda marz genannt, wie sie das Engadin und ein Teil des Bündner Oberlandes kennt. Chalanda marz ist ein Kinderfest, doch die Alten freuen sich mit den Jungen. In früher Morgenstunde des 1. März durchdringt Ruhglockengeläut und vielstimmiger Kinderruf das stille Dorf. Die Knaben ziehen in langen Reihen mit Plumpen, Glocken, Schellen, einzelne mit Pferdegeröll, unter lustigem Winterpeitschenknall von Haus zu Haus, von Hof zu Hof. Im Hausgang singen sie ein romanisches Frühlingsslied. Nach dem Gesang folat melodisches Herdengeläut, den Frühling verkündend. — Früher bestand die Chalanda



(Photo Laubacher, Luzern; Klischee «Heimatwerk»)

Lötschentaler Roitscheggete (Rauch-Gescheckter)

wie sie in den Fasnachtstagen in den Dörfern umgehen und die Leute erschrecken. Nach ihrem Ursprung verbergen sich hinter diesen Gestalten nach heidnischem Glauben die Toten, die zu bestimmter Zeit in die Oberwelt heraufkommen und von den Lebenden Rechenschaft und Buße heischen.

marz nicht nur in einem Ausschellen des Winters („um das Gras wachsen zu machen“), sondern auch in einem Kampf zwischen den Knaben zweier Nachbardörfer.

Weitere Lärmzüge sind das Klausen in Murg, das Raggelen und Hasentöggelelen im Glarnerland, das Kesseln im Solothurnischen.

Im Lötschental ziehen die Burschen am Faschnachtsmontag als Roitscheggeten herum. Sie stecken in gräulichem Gewand. Das Gesicht verdeckt eine geschnitzte Arvenholz-Larve. An einem breiten Leibgurt hängen Schellen. In der Hand halten sie einen Holznebel oder Hafen. Sie nehmen fremde Gangart an und brüllen wie Stiere oder Teufel. Vor den Roitscheggeten flüchteten sich Frauen, Kinder und noch nicht zwanzigjährige Burschen. Wer im Freien erwischt wird bekommt einen Aschensack um die Ohren und wer naseweise den Kopf zu weit aus dem Guggloch streckt, wird angespritzt.

Eigenartig ist der „Meitli-Sonntag“ im aargauischen Seetal (zweiter Sonntag nach Neujahr), an dem die Mädchen die Burschen einladen, bewirten und zum Tanze führen.

Neben dem Berußen des Gesichts, ein alter und verbreiteter, wenn auch derber Scherz, kennt man das Bestreuen mit Asche, das Schlagen mit Aschensäcken, das Werfen mit Mehl und das Beschnüren mit Kreide. Als Fruchtbarkeitsymbol hat ebenfalls das Pflugumziehen zu gelten. In engem Zusammenhang damit steht das Benetzen und Eintauchen als Regenbeschwörung für den kommenden Sommer. Besonders im 15. und 16. Jahrhundert war es üblich, einander in Brunnen oder Bäche zu werfen. So berichtet uns Harder in seiner Schaffhauser Chronik aus dem Jahre 1508: „6. Tage ante Estomihl wird das Faschnachtsküechli holeu, nachts uff der gassen verbuseln, umher lauffen und das einander in brunnen werffen verboten.“

Die in die Faschnachtszeit fallenden Höhenfeuer reichen in die Heidenzeit zurück. Wir begegnen ihnen auch in der Schweiz. Ihr Tag ist hauptsächlich der Sonntag Invocavit. Am gleichen Tage finden wir mancherorts auch das Scheibenschlagen, so in einigen Dörfern des St. Galler Rheintals, in Matt (Glarus), Zurzach (Aargau), Fideris, Untervaz und



Phot. Senn, Laupen (1938)

Umzug der Wacht Laupen

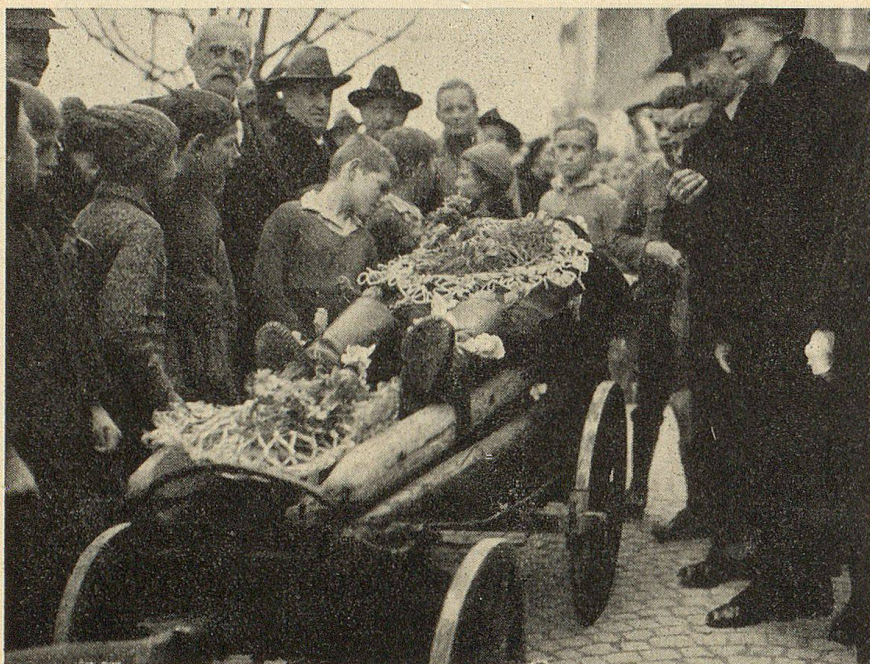
Zavanasa im Bündnerland, in Pfeffingen (Basel-land) und in Grellingen im Kanton Bern. Im Prättigau wurden die Scheiben mit einem guten alten Fruchtbarkeitssegen auf den Weg geschickt:

Glack us, glack us!
Über alli Spis und Berge us.
Schmalz in der Pfanna.
Chorn in der Wanna,
Pflueg in der Erde,
Gott als grota lot
zwüschet alle Stege und Wege.

Aus Bilten ist uns das „Lichterschwemmen“ (das Bachabschicken brennender Lichtlein zum Zeichen daß man von nun an nicht mehr bei Licht zu arbeiten habe) überliefert. Der Brauch besteht darin, daß leicht brennbare Stoffe oder auch Lichtstümpfe auf ein Brett oder in eine ausgehöhlte Rübe gesteckt und brennend in fließendes Wasser hinuntergelassen werden, wobei die Lichter unter Jubeln und Singen begleitet werden.

Im Kanton Glarus werden die Faschnachtsfeuer am Fridolinstag (6. März) angezündet. Alte Leute begrüßen dabei die hinter dem Glärnisch hervortretende Sonne, indem sie aufstehen und ihren Hut abziehen.

Die auf den Höhen angefachten Feuer und die von den Abhängen gleitenden oder rollenden Feueräder sind ebenfalls Reste alter Frühlingsbräuche. Ursprünglich handelte es sich um ein Opfer an die Sonne; denn unsere altheidnischen Vorfahren glaubten, den Lauf der Sonne durch die brennenden Räder beeinflussen zu können. Soweit die Räder



Gideo Hosenstoß

Hier liegt Gideo Hosenstoß aus Herisau, gemacht aus Stroh, Holz-
wolle und Papier und an den tol-
len Genüssen der Fasnacht zum
großen Leidwesen der Verwand-
ten gestorben.

Phot. Dr. Moser, Romanshorn

der gleiten, soweit diese Feuer zünden: soweit wird
auch Acker und Wiese fruchtbar werden.

Rapperswil kannte bis Ende des 18. Jahrhun-
derts noch einen andern Opferbrauch. Jeweilen am
12. März (Gregor) fand das grausame Kägentöten
statt. Die Käse wurde an eine Schweinsblase ge-
bunden und vom Kirchturm herabgeworfen.

Heischezüge in der Fasnachtszeit waren von je-
her häufig. Die Bitte um eine Gabe wird gewöhn-
lich in drohendem Tone vorgebracht. Die Läusef-
finger Buben ziehen mit einem häßlichen Popanz,
dem Hutsgür, von Haus zu Haus und singen:

Hutsgüri, geri, Stockfisch und Schveri
Gepp mer au en Afer-in-Anke,
Ich will ech dufig mol danke;
Gepp mer Mähl ump Prot;
Bueg, wies Hutsgür stoht!
Wenn der is aber nitt wait ge,
So wai mer ech Ehue ung Chalber ne;
Mer wai ech 's Hus abdecke!
Mer wai ech uferwecke!

Rassig sagt der Zürcher:

Wer mer öppis ileid
ist en gulldige Engel;
Wer mer nüß ileid
ist en Böubengel.

oder:

Gemmer au es Schöppli Wi
Und es Stückli Brot derbi
Oder i rüehri d' Fenster i.

Auch die Berner in Laufen drohen mit Fenster-
einwerfen:

Gent mers gli!
Guscht schlön ech d' Schiba-n-i!

Um zu zeigen, daß es nicht nur in unserem Lande
so kräftig gedroht und erpreßt wird, nennen wir
den „frommen“ Wunsch der Knaben in der Rhein-
pfalz:

Hanappel-ha! Die Fasnacht geht a.
Kichelchen raus! Kichelchen raus!
Gunscht schlön ich e Loch ins Hinkelhaus.
Reiß em Hahn de Schwanz aus
Und sauf die Eier alle aus.

Neben den ausgesprochenen Drohungen werden
dem Spender auch überschwengliche Verheißungen
fund getan. Die Bettlerbande verspricht dem Ge-
benden volle Töpfe, dem Sohn eine Frau, der Toch-
ter einen Bräutigam und ein güldenes Haus.

Auch das Betteln um Fasnachtsküchlein ist nichts
Seltenes. So singen die Kinder vor der Haustüre
der Küchlimutter:

Pfanne chrachet, Pfanne chrachet,
Dinne tüefi Chüechli bache,
Geht mer lieber drü als zuei,
So cha-ni gleitig ume hei!

Ist die Frau ein „Geizhals“ und schenkt jedem nur
ein einziges Küchlein, so hat 'ie's mit den Kindern
verspielt. Lauter als vorher singen und brüllen sie
dann:

Jitz het es mi am Rügge bisse,
 D' Chüechlimutter het es bschisse -
 Es einziges Chüechli git es Himpi-Bei,
 U waggelig dörfe mer nid hei! -
 Paß uf, i ghöra d' Schüsfla chlinge,
 Si wott is grüß e Hampfle bringe.

Am schmutzigen Donnerstag werden nicht bloß Küchlein gebacken, daß sich die Wände vor Verwunderung biegen, sondern auch dem Teufel ein Ohr ab Nidel geschwungen. Da am Donnerstag vor Fasnacht nicht gesponnen und nicht gewoben oder geflickt werden darf, weil man sonst das ganze Jahr durch nicht aus den Hudeln wächst, und die Hühner überdies keine Eier mehr legen, gehen an manchen Ortschaften die ledigen Burschen vor das Haus der Liebsten, um Fasnachtsküchlein betteln, indem sie singen:

Ringe reihe Anne,
 D' Chüechli si i dr Pfanne,
 Si strodle u si bache,
 I ghöre se doch chrache,
 Mit-ne use,
 Mit-ne use,
 Mit dr schöne Jungfere use. -

Im St. Galler Oberland wird die Fasnacht am Aschermittwoch begraben. Die ledigen Burschen waschen am Dorfbrunnen ihre leeren Geldsäkel, trocknen und tragen sie dann, gefolgt von einer wehklagenden Schar, durch die Straßen, um sie dann irgendwo zu begraben. In Nels, Bilters und Baslens wird von der Knabenschaft, zum Zeichen der Trauer ein mit Asche gefüllter Strumpf herumgeführt, der jedem Vorübergehenden - besonders den Mädchen - auf den Rücken faßt. Und in Ragaz, Bilters und Berschis begraben die ledigen Burschen eine Strohuppe - die zuvor unter Seufzen und Trauergefangen auf einer Bahre durch die Straßen getragen wurde, umrahmt von einer erschütternden Trauerrede beim Dorfbrunnen.

In Herisau wird am Aschermittwoch der „Video Hofestof“, eine groteske Figur, von den Schülern unter Pfannendeckelmusik zu Grabe geleitet und in aller Form beerdigt. In der „Appenzeller Zeitung“ vom 20. Februar 1928 wird die Schuljugend von Herisau durch folgendes Inserat zu der traditionellen Feier eingeladen: „Todesanzeige. Der lieben Herisauer Jugend machen wir hiemit die fröhliche Mitteilung, daß unser unsterblicher Video Hofestof schon wieder gestorben ist. Die feierliche Bestattung findet am Aschermittwoch statt. Recht zahlreiche und möglichst lärmende Beteiligung (Pfannendeckel) erwartet für die tieftrauernde Ehegattin Juliane Fadelhäg die geplagte Leckerlikommission.“

Das Verbrennen und Begraben des Faschings



Gret Schell. Appenzeller Kläuse

Phot. E. Koehli, Zürich

zeigt deutliche Zusammenhänge mit dem germanischen Frühlingsbrauche des „Wintervertreibens“ oder „Zodausragens“, der in verschiedenen Gegenden Deutschlands und der Schweiz schon im Mittelalter stark verbreitet war.

Die Bewohner des Bündner Oberlandes, vorab die im Kreise Disentis, wissen die Fasnachtszeit auf eine praktische Art auszunützen, wobei die Geselligkeit und das Gemütliche keineswegs zu Schaden kommt. Der Bauer, der sein Loßholz vor dem Haus aufgestapelt hat, ersucht einige Jungburschen zu ihm als Säger zu kommen (far rasgiuns). Am nächsten mond hellen Abend nun, im Jänner oder Februar, erscheinen 10 bis 12 Jünglinge bei dem betreffenden Bauer und versägen dessen Loßholz. Gegen Mitternacht, wenn die Arbeit getan ist, gibt es für die Säger einen leckeren Fraß (pu, chegn) und will es der Zufall, daß eine oder gar mehrere Freundinnen der Tochter des Hauses noch in der Stube sind, wird ein Tänzchen nicht verschmäht.

Aber es gab Dörfer, so z. B. in der Gegend der Kantone Aargau und Baselland, in denen am Fasnachtsdienstag in den Wirtshäusern nur verheiratete Männer und Frauen tanzen durften. Die Jungfrauen und Burschen hatten daheim das Licht zu hüten. Bei diesem Tanzen entschieden die „Alten“ unter Späßen und Lachen über Pate und Patin für die jungen Erdenbürger, die im Laufe des Jahres etwa anrücken konnten und steckten so manch zuverlässiges Lichtlein für die Zukunft an.